

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sichelmondleben

Thüminger, Rosmarie

Wien, 2004

20 Dezember. Es war kalt draußen

Dezember. Es war kalt draußen.

Dezember. Es war kalt draußen. Die gefrorene Erde knister-
te. Verena lief mit langen Schritten der Wohnung zu. Als
sie den Parkplatz überquerte, sah sie, dass Paps Auto in
der Einfahrt stand. Was tat Paps hier, heute, an einem Mitt-
woch? Einem Mittwoch, der allerdings auf einen Feiertag
fiel. Dietmar war seit Stunden unterwegs, gemeinsam mit
seinem neuen Freund Echem und ihren Snowboards. Mitt-
woch war kein Vatertag.

Sie läutete nicht, sondern schloss mit dem eigenen Schlüs-
sel auf. Mama und Paps unterhielten sich in der Küche. Die
Tür stand eine Handbreit offen. Verena hatte keine Lust,
Paps zu sehen, und ging gleich, nachdem sie Mantel und
Schuhe abgelegt hatte, ins Bad und dann ins Kinderzim-
mer. In solchen Augenblicken bedauerte sie nicht, dass
Sabine in der Stadt wohnte. Immer, wenn Dietmar sich
außerhalb der Wohnung aufhielt, gehörte dieses Zimmer
ihr allein. Sie streckte sich auf der Tagesdecke ihres Bettes
aus, nahm die vier erst gestern ausgeliehenen Bücher aus
der Tasche und überlegte, welches sie zuerst lesen wollte.
Leihbibliotheken waren eine wunderbare Sache.

Sie entschied sich für die Autobiographie, weil sie das

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

Cover in der Schlichtheit seiner Grautöne faszinierte. Das Foto einer älteren Frau, die, ein Stethoskop umgehängt, ein Baby abhorcht: Ingeborg Rapoport's erste drei Leben. Vielleicht würde auch sie selbst einmal Ärztin werden oder Krankenschwester. Menschen helfen, kranke Kinder gesund pflegen und am Abend eines jeden Tages glücklich zu sein, weil man nützliche Arbeit geleistet hatte ...

Sie schlug das dicke Buch auf, und schon die ersten Sätze nahmen sie gefangen. »Als ich klein war und meine Eltern noch zusammenlebten ...«

Die Stimmen in der Küche wurden so laut, dass Verena aufstand, um die Zimmertür zu schließen. »Denkst du denn nie mehr an unsere ersten Jahre? Wir könnten einfach noch einmal anfangen. Ganz neu anfangen!« Papas Stimme klang beschwörend. Verena blieb unter dem Türrahmen stehen. Ach ja, auch Mama und Paps waren einmal glücklich gewesen. Komisch, sie hatte nie daran gedacht. Doch vor langer Zeit waren auch die Eltern einmal glücklich und verliebt gewesen, frei, ohne Kinder, ohne Haushalt, ohne täglichen Krimskrums. Als sie so jung waren wie Sabine oder nur wenig älter. Nein, nein, auch später noch. Auch später waren sie noch glücklich gewesen. Sie konnte sich daran erinnern, wie Paps Mama in die Arme genommen und hoch gehalten hatte, wie Mamas Haar um ihre Ohren wehte und ihr Rock flatterte. Es musste ein Sommertag gewesen sein, denn Mama trug eine dünne Bluse und Sandalen an den bloßen Füßen. Ihre Zehennägel waren rot lackiert. Sonderbar, welche Nebensächlichkeiten sich einem Kind einprägten.

Mamas Antwort ging in einem Geräusch unter, das sich wie zersplitterndes Glas anhörte. Ein leiser Aufschrei folgte, das Fegen eines Besens über Linoleum, Geklirr. Dann sagte Mutter etwas, das nicht zu verstehen war und darauf wieder Paps: »Schau, Gerlinde, es kostet ja nichts. Wir könnten es zumindest einmal probieren. Mehr verlange ich gar nicht. Nur einmal probieren.«

Das Meerschwein war aus seinem Käfig gekommen und lief piepsend im Zimmer umher. Nur in der Nacht klappte Dietmar das Gitter herunter, weil Gefahr bestand, dass man es in der Dunkelheit übersah und womöglich tottrampelte, aber untertags hatte es freien Auslauf in der ganzen Wohnung. »Aha, du hast also auch Hunger«, sagte Verena. Sie beschloss, in die Küche zu gehen und für sie beide was zum Essen zu holen.

»Oh, hallo«, sagte sie leichthin, als bemerke sie erst jetzt, dass jemand in der Küche war. Luno war nachgekommen und folgte jedem ihrer Schritte.

»Hallo«, antwortete Paps. Es klang ziemlich zerstreut.

»Ich habe dich gar nicht heimkommen gehört«, sagte Mama und strich sich die Haare aus der Stirn und setzte gleich hinzu: »Fein, dass du schon da bist. Du musst wohl noch lernen?«

Verena nickte. Lernen müssen war immer gut. Ein Sachzwang, der jeglichen Rückzug rechtfertigte. In der Mitte des Küchentisches prangte ein Blumenstrauß: Rote Rosen mit Schleierkraut und dazwischen drei Gerbera. Rote Rosen!

Verena holte den Laib Brot aus der Lade, ging zum Kühl-

schränk, entschied sich nach kurzem Überlegen für ein paar Scheiben Extrawurst und zwei Tomaten. Für das Meerschweinchen wählte sie eine dicke Karotte aus. Die Eltern hatten ihr Gespräch unterbrochen. Verena machte rasch, legte alles auf einen Teller und ging wieder ins Zimmer zurück. Sie setzte sich aufs Bett, stützte die Beine auf und zog das aufgeschlagene Buch heran. Luno hatte sich mit dem Gemüse in seine Lieblingsecke verzogen. Die Tür zum Zimmer hatte sie nur angelehnt. Sie lauschte, aber es war nichts zu hören als das Knabbern kleiner Nagezähne. Paps wollte neu anfangen. Mit Mama. Fand er Frau Zimmermann samt ihrer schicken Garderobe und ihrer vorzüglichen Küche doch nicht so ideal für ein gemeinsames Leben? Da tönte Mamas Stimme an ihr Ohr. »Es hat keinen Sinn, immer und immer wieder die gleichen Argumente zu wiederholen. Meinen Entschluss werde ich nicht mehr ändern.«

»Hör um Himmels willen auf, so selbstsüchtig zu sein. Denk an Dietmar!«

Die Worte durchschnitten die Luft. Verena war, als ob sie den Zorn der Mutter spürte, hart verkrampft in ihrer Brust. »Ich denke an ihn. Verstehst du das nicht? Ich denke an Dietmar. Er fängt an, sich in der neuen Umgebung einzuleben. Auch einen Freund hat er gefunden. Und mit seinen Mitschülern versteht er sich nun gut.«

»Überlege es dir noch einmal.«

»Ach, Herbert, wenn du endlich einsehen würdest, wie satt ich diese ewigen Auseinandersetzungen habe. Ich mag nicht mehr. Ich mag einfach nicht mehr.«

»Gerlinde, überlege es dir noch einmal. Denk darüber nach. Denk über die Nachteile nach, aber auch über die Vorteile. Die Vorteile für die Kinder. Für Dietmar. Die Vorteile, die auch du hast, wenn wir wieder zusammenleben.«

»Wie kannst du von Zusammenleben reden! Hast du noch immer nicht begriffen? Ich will die Scheidung!«

Verena blieb der Bissen im Hals stecken. Mama will sich scheiden lassen! Das war neu. Nie hatte sie ein Wort verlauten lassen. Warum hatte sie nicht mit ihr oder Sabine gesprochen? Es war immer nur von Trennung die Rede gewesen, von Abstand gewinnen, zur Ruhe kommen. Sie hielt es nicht mehr aus. Leise stand sie vom Bett auf und schlich zur Küchentür. Gerlinde stand bleich mit verschränkten Armen am Fenster, die Hände angespannt und blutleer um den weißen Stoff ihrer Bluse geballt.

»Nein, Gerlinde, das kann und will ich nicht begreifen. Ich spür es direkt. Da steckt dein Vater dahinter. Der hat mich ja nie leiden können. Oder diese famose Frau Kramer.«

»Herbert, hör auf mit diesem Unsinn. Vater hat damit nichts zu tun. Und Frau Kramer habe ich seit unserem Urlaub in Lignano nicht mehr gesehen.«

»Dann nimm endlich Vernunft an. Wir sind eine Familie. Wir gehören zusammen. Ich gebe zu, dass die Schuld bei mir liegt. Und tausendmal habe ich dir gesagt, wie Leid mir mein Verhalten tut. Und dass ich mich gebessert habe. Ganz bestimmt. So glaub mir doch!«

Es entstand eine kurze Pause. Dann sagte Gerlinde mit klarer Stimme: »Im Augenblick haben wir alles gesagt, was zu sagen ist. Bitte, geh jetzt. Dietmar wird bald heimkommen.

Ich möchte nicht, dass er noch mehr in – in diese Angelegenheit hineingezogen wird.«

Herbert setzte die Tasse mit hartem Knall auf den Tisch. Verena drehte sich um und hastete ins Zimmer zurück. In der Küche ging das Gespräch weiter.

»Ich rufe dich morgen an. Morgen Abend.«

»Da bin ich nicht zu Hause.«

»Aha, du hast also einen Freund! Mir ist alles klar! Das ist der Grund!«

»Du irrst dich!«

Warum diese kurze Feststellung? Warum sagte Mama nicht, was sie wirklich machte? Verena musste sich zurückhalten, um die Tür nicht ganz aufzustoßen und Paps zu erklären, dass Donnerstag Mamas weiterführender Kurs lief und er sie ganz falsch verdächtigte.

»Rühr mich nicht an. Du rührst mich nie mehr an!«

Das Poltern eines Sessels, eine schrille Stimme. Wieder warf Verena das Buch zur Seite und sprang auf. Doch schon war es wieder still.

»Ist schon gut! Entschuldige! War nicht so gemeint. Ich verschwinde. Überlege dir die Sache mit der Scheidung gut. Denk an die Zukunft der Kinder.«

Wenig später steckte Paps den Kopf ins Zimmer. »Also, ich mach mich auf die Socken.«

Er war schon bereit zum Weggehen, hatte den Kragen des Mantels hochgestellt, die Baskenmütze hielt er in der Hand.

»Wir sehen uns morgen, wie immer?«

Verena nickte. »Tschau, Paps!«

Die Wohnungstür fiel ins Schloss. Es klang so endgültig. Verena saß auf ihrem Bett und hatte das Gefühl, als wäre ihre Brust ein zentnerschwerer Felsblock. Tränen stiegen ihr in die Augen. Aber ich will doch, dass Mama sich scheiden lässt. Ich will, dass er uns in unserem neuen Leben in Ruhe lässt. Ich will, dass er geht. Aber warum muss Abschied nehmen nur so weh tun?

Das Meerschwein hatte die Karotte bis auf ein winziges Endchen vertilgt. Verena hielt es nicht mehr im Zimmer. Sie nahm die Reste ihrer Mahlzeit und trug sie in die Küche. Mama stand mit dem Rücken zu ihr neben dem Herd und stopfte den Blumenstrauß in den Mülleimer.

»Mama, was machst du da?«

Gerlinde drehte sich mit einem Ruck um. Sie zuckte die Schultern.

»Die schönen Rosen! Und die Gerbera. Gerbera halten doch so lange! Wie schade!«

»Tut mir Leid – ich, ich – ach ...« Sie wandte sich ab, hob die Arme vors Gesicht. Verena gab es einen Stich. Die Arme vors Gesicht, diese Geste, mit der sie sich immer vor Paps zu schützen versucht hatte. Sie stürzte auf Mama zu, umfasste ihre Schultern.

»Sie gehören dir, Mama. Du kannst damit machen, was du willst.«

»Ich konnte sie nicht mehr sehen. Verstehst du? Blumen! Immer Blumen – nachher!«

Verena begriff. Es stimmte. Immer, nach jedem Übergriff, nach jeder Misshandlung: Am Tag darauf kam Paps mit einem Blumenstrauß daher.

»Warum ist Paps heute aufgekreuzt?«

»Ich habe ihm einen Brief geschickt. Ich will mich scheiden lassen.«

»Dietmar weiß auch noch nichts?«, fragte Verena.

»Nein, nein.« Gerlinde runzelte die Stirn. »Es tut mir Leid für ihn. Aber ich muss es tun. Auch wenn es mir schwer fällt. Selbst, wenn es dem eigenen Kind schwer fällt. Doch das kann Dietmar noch nicht verstehen.«

»Er – und ich auch – wir werden Paps doch weiter sehen, nicht wahr?«

»Selbstverständlich. Ich bin fest entschlossen, alles zu tun, um euch die Situation zu erleichtern.« Gerlinde verstummte. Dann hob sie den Kopf. »Ich habe einen Brief geschrieben. Seit kurzem weiß ich, dass es mir leichter fällt, alles aufzuschreiben. Wenn er und ich, also, wenn wir uns gegenüber sitzen, da kommt mir alles wieder hoch, da fang ich an zu stottern, ich komme von einem zum anderen. In dem Brief habe ich alles zusammengefasst. Wie es nachher weitergehen wird. Das Finanzielle. Herbert muss für dich und Dietmar Unterhalt zahlen. Sabine will nichts von ihm.«

»Mit Sabine hast du darüber geredet?«

Gerlinde nickte. »Sie hat mich am Sonntagnachmittag besucht. Dietmar und du, ihr wart im Kino.«

Verena erstarrte. Sabine, die ausgezogen war, zog Mama ins Vertrauen. Aber sie, die ihr Leben mit ihr teilte, ließ sie im Ungewissen. Mit ihr beredete sie nichts.

»Wir sind ins Reden gekommen«, setzte Gerlinde fort. »Sabine kennt sich aus in diesen Sachen. Natalia studiert Jus und ist auch Alleinerzieherin.«

Verena war noch viel zu durcheinander, um die Botschaft in Mamas Worten wahrnehmen zu können: Nicht, weil Sabine mir näher steht als du, habe ich mit ihr geredet, nur weil sich's ergeben hat. Und weil sie sich besser auskennt.

»Paps möchte, dass wir zu ihm zurückgehen?«

»Ja. Aber das kommt nicht in Frage. Jetzt nicht mehr.«

»Wegen – der Frau Zimmern?«

»Ach wo. Die Frau Zimmern vergönne ich ihm gern. Ich trage ihm auch nichts nach. Es hat ihm ja immer Leid getan. Am nächsten Tag. Er hat immer Besserung gelobt.«

»Ja, das hat er. Und Blumen angeschleppt.«

»Sabine hätte schon den ersten Strauß in den Mülleimer gesteckt. Nein, sie hätte gar nicht so lange gewartet. Sie wäre sofort und auf der Stelle, noch in derselben Nacht, fortgegangen.« Gedankenverloren spielte Gerlinde an den Fransen der Tischdecke. »Sabine ist all das, was ich nicht bin.«

»Was denn?«

»Ich bin weder dynamisch noch entschlossfreudig. Auch nicht mutig. Aber über eines bin ich mir klargeworden: Es gibt einen Punkt, an dem man eine Beziehung beenden muss. Dieser Punkt ist dann erreicht, wenn man merkt, dass die Beziehung tödlich ist.«

Verena zuckte zusammen. »Tödlich?«

»Ja. Wenn man merkt, dass einen die Beziehung zerstört. Innerlich und äußerlich zerstört.«

Verena legte ihrer Mutter die Arme um die Schultern. Sie wusste, dass Mama Recht hatte. Das Weggehen war ihre einzige Chance gewesen. Jahrelange Demütigungen gehen

nicht spurlos vorbei. Dieses ständige Gefühl, minderwertig zu sein. Man traut sich überhaupt nichts mehr zu, glaubt, nichts wert zu sein, schließlich verachtet man sich selbst. Das neue Leben hatte Mama verändert. In der Edergasse wäre es ihr niemals in den Sinn gekommen, Kurse zu besuchen oder Prüfungen abzulegen. Sogar ihr Äußeres hatte sich gewandelt. Seit sie aus Salzburg zurückgekommen war, trug sie den Kopf höher und hielt den Rücken gerader, und manchmal flitzte sie direkt beschwingt durch die Wohnung.

»Deshalb habe ich weggehen müssen. Verstehst du, Verena? Die Scheidung besiegelt diesen Schritt.«

»Ja. Jetzt hast du eine eigene Wohnung, einen Job und vernünftige Kinder.«

»Genau!« Gerlinde lächelte. »Sehr vernünftige Kinder.«

»Außerdem ein Meerschweinchen, das von Tag zu Tag fetter wird.«

»Weil ihr es regelrecht mästet!«

»Wenn es Männchen macht und bettelt, kann niemand widerstehen.«

Das Lächeln verschwand wieder. »Ich dachte nicht, dass es so schwer sein würde. Plötzlich ohne Partner. Allein.«

»Du warst hier unglücklicher als in der Edergasse?«

»Unglücklicher? Ich weiß nicht. Nein, unglücklicher vielleicht nicht. Allein bin ich mir halt vorgekommen. Verlassen, obwohl ich ihn verlassen habe.« Sie hielt inne. »Du wirst es ja nicht glauben, aber wir hatten auch schöne Zeiten zusammen, dein Vater und ich.«

Das hatte Verena heute schon einmal gehört. »Ich glaube

es schon. Ich weiß es sogar. Und die Zeiten dazwischen, wenn Paps ein paar Wochen nicht getrunken hat, um in den Ferien, am Meer –« Sie verstummte. Nein, auch letzten Sommer, in Lignano, hatte er Mama geschlagen ...

Gerlindes Gedanken waren in dieselbe Richtung gelaufen. »Ich kann Herbert nicht mehr anschauen. Seine Hände. Verstehst du, ich kann seine Hände nicht mehr anschauen. Nicht einmal die Blumen, die er mir schenkt.«

»Du hast Recht, Mama. Sabine, Großvater, ich, wir wissen, es gibt keinen anderen Weg. Auch Dietmar wird es mit der Zeit verstehen.«

Verenas Blicke wanderten zum Mistkübel hinüber, in dem Paps Strauß verschwunden war. Sie platzte los. »Da, schau, was Luno macht!« Das Meerschweinchen hatte sich auf die Hinterbeine gestellt und begann eifrig und mit aufgeregtem Piepsen die herausragenden Blätter und Stängel anzuknabbern. »So ein Vielfraß«, lachte Gerlinde. »Du hast ihm doch erst vorhin eine Karotte aus dem Kühlschrank geholt!«

Verena antwortete nicht. Ihre Gedanken waren schon woanders. Sie stand auf und ging zum Fenster hinüber. Draußen dämmerte es, die Tage waren kurz um diese Jahreszeit. Eine klare kalte Winternacht stand bevor, hier in der Küche aber war es heimelig und warm. Gerlinde trat an sie heran. Gemeinsam schauten sie hinaus und betrachteten schweigend den Mond, der hinter dem Bergkamm aufstieg und die schneebedeckten Hänge zum Leuchten brachte.

Verena wandte sich um. »Weißt du noch, Mama, was du

über den Sichelmond geschrieben hast? In deinem Brief?«

»Ja«, sagte Gerlinde und strich Verena über das Haar.

»Ja. Sie sind immer da, die helle und die dunkle Seite des Mondes.«